

Die Neue Welt



Nr. 25

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

• Vor Adam •

Ein vorgeschichtlicher Roman von Jack London

(Fortsetzung.)

Aon ihrem Gewicht befreit, wurden die Stämme wieder von dem Wirbel erfasst und stromabwärts getragen. Die Jungen sahen sich verdutzt an. Zum Lachen fühlten sie keine rechte Lust. Sie befanden sich in einem fremden Lande, und es kam ihnen nicht in den Sinn, daß sie auf dieselbe Weise nach Hause kommen könnten, wie sie hergekommen waren.

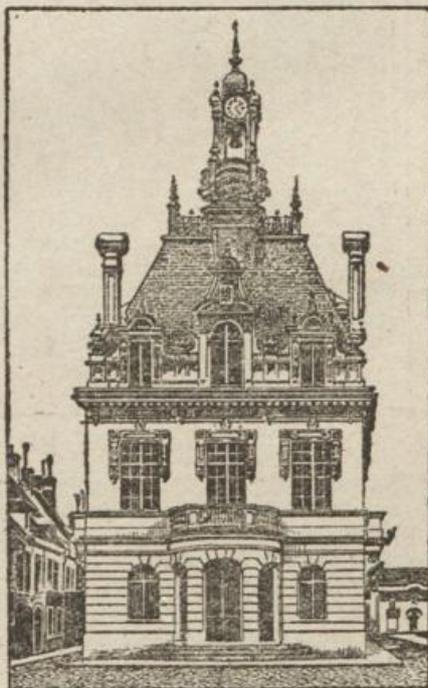
Sie hatten einen Fluß zu überschreiten gelernt, waren sich aber der Tragweite dieses Ereignisses gar nicht bewußt. Kein anderes Mitglied ihrer Horde hatte ihres Wissens je so etwas erlebt. Und soviel sie später merkten, blieben sie auch die einzigen Mitglieder der Horde, die je einen Fuß auf das diesseitige Flußufer gesetzt hatten. In der Folgezeit wären sicherlich auch andere Waghälse auf diese Erfahrung verfallen. Doch die Wanderung des Feuervolkes und die dadurch verursachte Flucht der überlebenden Höhlenbewohner unterbrach und verhinderte deren Weiterentwicklung Jahrhunderte lang.

In Ermangelung jeder Aufzeichnung kann natürlich niemand sagen, welche unheilvollen Folgen die Wanderung des Feuervolkes in betreff der ferneren Entwicklung auf den Höhlenstamm hatte. Nach „Großzahn“ Erinnerung scheint die Horde fast gänzlich ausgerieben worden zu sein. Nur ganz vereinzelt Individuen scheinen die Katastrophe überlebt zu haben, um sich in anderen Gegenden wieder anzusiedeln.

Lange irrten „Hängohr“ und „Großzahn“ in der Gegend auf dem Nordufer des Flusses umher, wie schiffbrüchige Seefahrer auf einer verlassenem Insel. Wenn sie an ihre Heimat und an die Möglichkeit ihrer Rückkehr dachten, kamen sie sich vor wie lebenslänglich Verbannte. Doch die Wanderlust hatte sie plötzlich erfasst. Sie wandten sich vom Flusse ab und wagten sich in die Wildnis, wo sie wochen- und monatelang umherstreiften, ohne ihresgleichen zu treffen. „Großzahn“ spätere Erinnerung an diese Irrfahrten war in diesen Punkten sehr unbestimmt, aber manche Szenen blieben frisch und klar.

Auf ihren Entdeckungsreisen litten sie natürlich manchmal Hunger, wie das allen Forschern geht, die sich in fremde Gegenden

wagen. Besonders unangenehm empfanden das die Freunde auf der langen Wanderung über eine zwischen zwei Seen gelegene öde Bergkette, bis sie eines Tages ein junges Kalb im Unterholz im Schlafe überraschten. Viel Spaß bereitete ihnen ihre kurze Bekanntschaft mit dem Baumvolf, das sie in dem Urwalde zwischen dem größeren der beiden Seen und dem dünnen Bergland fanden. Auf der Flucht vor diesem Volke wur-



Das Rathaus zu Fismes (Westen).

den sie über den rauhen Bergzug nach dem anderen See zu getrieben.

Bald nachdem sie sich von ihrem Flusse abgewandt hatten, schlugen sie eine westliche Richtung ein, bis sie an einen kleinen Fluß kamen, der durch morastige Wiesen floß. Hier wandten sie sich nach Norden zu, immer dicht am Rande des Marschlandes entlang, bis sie wieder den ersten See erreicht hatten. Einige angenehme Tage verbrachten sie am oberen Ende dieses Sees, wo sie reichliche Nahrung fanden. Bei

einem Streifzug in den nahen Urwald gerieten sie in das Gebiet des Baumvolkes. Diese Geschöpfe waren nichts anderes als wilde Affen. Doch waren sie äußerlich nicht sehr verschieden von „Großzahn“ Höhlenvolf. Allerdings waren sie außerordentlich stark behaart. Ihre Beine waren gekrümmter und von anderem Mustelbau, ihre Augen etwas kleiner, ihr Nacken dicker und kürzer, ihre Nasenlöcher mehr wie Löcher in einer eingesunkenen Fläche. Ihr Gesicht war aber unbehaart, ebenso die Handflächen und Fußsohlen. Ihre Lautsprache ähnelte derjenigen „Großzahn“. Im großen ganzen war also sehr viel Ähnlichkeit mit dem Höhlenvolf vorhanden.

„Großzahn“ erspähte einen sehr alten Burschen, der unter einem Baume saß. Er war klein, vertrocknet, weit und wacklig, mit Runzeln im Gesicht und Triefaugen. Oben auf den Nesten zu seinen Häupten erblickten die Jungen ein zeretztes Nest, das sicherlich seine Behausung vorstellte. Sein Anblick erweckte weder Sympathie noch Mitleid bei den beiden Abenteurern. Weichere Regungen kamen ja selbst innerhalb desselben Volkes nur selten zur Geltung. Zwischen verschiedenen Völkern herrschte erst recht keine Sympathie. Dieser Alte kam ihnen gerade recht zum Foppen, sie betrachteten ihn als rechtmäßige Beute.

„Großzahn“ wechselte einen Blick des Einverständnisses mit „Hängohr“, und beide stürzten sich auf den Alten. Er versuchte auf den Baum zu klettern, war aber viel zu langsam. „Großzahn“ packte ihn am Bein und zerrte ihn wieder herab. Dann ging der Spaß los. Sie zwickten ihn, zupften ihn am Haar, kniffen ihn in die Ohren und stupten ihn mit Zweigen. Dabei lachten sie, bis ihnen die Augen tränkten. Der Zorn des hilflosen Alten war zu komisch. Er bot einen drohigen Anblick, als er versuchte, die kalte Asche seiner Jugendkraft wieder anzufachen, und noch einmal der furchtbare Gegner zu sein, der er in seinen besten Jahren gewesen war. Was ein furchterregendes Gesicht sein sollte, wurde nur eine klägliche Frage. Er knirschte mit seinen abgenutzten Zähnen und trommelte mit kraftlosen Fäusten auf seiner eingefallenen Brust herum.

In der Erregung fing der Alte auch noch an zu husten. Er ächzte, würgte und gelferte erbärmlich. So oft er versuchte, den Baum zu erklettern, wurde er von den neckenden Jungen wieder herabgezerrt. Schließlich ergab er sich aus Schwäche in sein Schicksal, hochte sich gleichgültig hin und brach endlich in Tränen aus. Die beiden



Zehnpfennig-Notgeld der Stadt Herne.

Qualgeister hockten in gegenseitiger Umarmung vor ihm und lachten aus vollem Halse über seine Dämmerlichkeit.

Seine stillen Tränen wurden mit der Zeit zu winselndem Schluchzen, und vom Schluchzen ging er zum Heulen über, welches plötzlich zu einem schrillen Kreischen aufstieg. Das beunruhigte die beiden Freunde. Aber je mehr sie sich Mühe gaben, ihn zum Stillschweigen zu bringen, um so hartnäckiger kreischte er. Endlich ließ sich von fern her aus dem Urwalde eine Antwort vernehmen. Sie klang wie „Goäd! Goäd!“ Bald antworteten andere ähnliche Stimmen aus verschiedenen Richtungen. Aus großer Ferne dröhnte ein tiefer Bass denselben Laut herüber. Gleichzeitig erhob sich ringsum ein drohendes „Huh-huh!“

Im nächsten Augenblick begann die Heße des Baumvolkes auf die beiden Jungen. Erst ging es auf den Bäumen entlang, doch hier hatte das Baumvolk den Vorteil. Die Jungen sprangen auf den Boden zurück, wo sie besser vorwärts kamen als die auf das Baumleben eingerichteten Verfolger. Nach dem Norden zu ging die Jagd. Heulend rasten die Verfolger hinter den Eindringlingen her. In den Richtungen gewannen die Jungen immer Vorsprung, aber wo ihnen das Unterholz im Wege war, verloren sie stets wieder ihren Vorteil. Oft schien es, als würden sie eingeholt und gefangen werden. Diese Jagd war kein Spaß mehr, das merkten die Jungen. Sie hatten für den Alten kein Mitgefühl gehabt, und nun hatte das Alte Volk kein Mitleid mit ihnen.

Stundenlang dauerte die Heßjagd fort. Der Urwald schien endlos. Die Jungen suchten sich, so gut es ging, die Lichtungen aus, aber jede Lichtung schien in einem dichteren Urwald zu endigen. Zuweilen wähten sie, endlich entwischt zu sein, und hockten sich nieder, um auszuschnaufen. Doch ehe sie zu Atem gekommen waren, wurden wieder die häßlichen „Huh-huh“-Rufe und das schreckliche „Goäd! Goäd!“ laut. Hinterher kam manchmal ein graußiges „Ha ha ha ha haaaa!“

So ging es bis in den Spätnachmittag weiter. Das Baumvolk war offenbar aufgebracht und zäh ausdauernd. Allmählich stieg das Gelände an, und der Baumwuchs wurde spärlicher. Dann breiteten sich die offenen Grasflächen eines Hügellandes vor ihnen aus. Hier konnten die Jungen tüchtig vorwärtskommen, und hier gab das Baumvolk die Jagd auf und kehrte in seinen Urwald zurück.

Die Berge wurden höher hinauf kahl und unwirtlich. Dreimal versuchten die Abenteurer an diesem Nachmittage in den Urwald zurückzukehren. Aber das Baumvolk lag auf der Lauer und trieb sie immer wieder fort. Die Jungen verbrachten die folgende Nacht auf einem zmerghaften Baume, kaum so hoch wie ein tüchtiger Busch im Urwalde. Hier gab es keine Sicherheit. Wäre ein Raubtier des Weges gekommen, die Jungen wären ihm leicht zur Beute geworden.

Am nächsten Morgen machten sie sich wieder auf den Weg. In den Wald wagten sie sich nicht zurück aus Respekt vor dem Baumvolk. Also mußten sie in die Berge. Planlos kletterten sie weiter. Die Angst vor dem Baumvolk trieb sie nach der entgegengesetzten Richtung. Tagelang wanderten sie über öde Bergrücken. Sie süßten sich keinen Augenblick sicher. Alles war ungewohnt und unangenehm, besonders als ihnen Kälte und Hunger ordentlich zusetzten.

Es war eine unwirtliche Gegend voller Felsen, schäumender Wildbäche und rauschender Wasserfälle. Die Jungen mußten in gewaltige Schluchten und tiefe Gründe hinabsteigen, und auf der anderen Seite an steilen



Augsburger Fünfpfennig-Schein.

Wänden hochklettern. Von jedem Gipfel aus sahen sie ein endloses Panorama von kahlen Bergtuppen, die sich kullissenartig hintereinander schoben. Des Nachts schliefen sie in Höhlen und Spalten, und eine kalte Nacht verbrachten sie, eng umschlungen, auf der Zinne eines schlanken Felsenturms, der wie ein Baumstamm aufragte.

Schwindelnd vor Hunger erreichten sie endlich an einem heißen Mittage die Wasser-scheide. Von diesem hohen Felsgrat aus erblickten sie gen Norden jenseits der abfallenden Hügelketten den Spiegel eines fernen Sees. Er glänzte im Sonnenschein. Rings um ihn her waren weite, grasbewachsene Ebenen, und weiter nach Osten hin zeigte sich die dunkle Linie eines ausgedehnten Urwaldes.

Es dauerte noch zwei Tage, bis die Wanderer, vom Hunger geschwächt, diesen See erreichten. Hier hatten sie aber Glück. Gleich bei ihrem ersten Schritt, dicht am Seeufer, erpähten sie ein halbwüchsiges Kalb, das

in einem Dickicht schlief. Es war keine leichte Arbeit, das Tier zu schlachten, denn sie waren müde, hungerschwach und hatten nur ihre Hände als Instrumente. Aber es mußte auch so gehen. Sie aßen sich bis zum Platzen satt und schleppten die Ueberreste des Kalbchens in den nahen Urwald, wo sie es auf einen Baum versteckten. Obgleich sie



Bielefelder Zehnpfennig-Schein.

so viel Mühe auf ihren Proviant verwendet hatten, kamen sie doch nie dazu, ihn vollends zu verzehren, denn der Fluß, der das Wasser des Sees abführte, wimmelte von Lachsen, die dicht am Ufer entlang laichten.

Auf der Westseite des Sees dehnte sich ein weites Wiesenland aus, auf dem große Herden von Büffeln und wilden Kühen weideten. Die Jungen wagte sich nicht weit auf das Wiesenland hinaus, denn Rudel wilder Hunde folgten den Zweifusern, und es gab keine Bäume auf diesem Graslande. Daher hielten sich die Abenteurer auf der Ostseite des Sees und drangen dort weiter nach Norden vor. Tagelang wanderten sie in dieser Richtung weiter. Dann bogen sie plötzlich, ohne eine bewusste Absicht, nach Osten ab, wanderten durch den großen Urwald, und gelangten in südöstlicher Richtung an einen großen Strom.

Sie wußten nicht, daß dies ihr eigener alter Strom war. Zu lange waren sie umhergeirrt, um irgendeine bestimmte Idee von ihrer Richtung zu behalten. Sie waren Kinder des Zufalls. Dies war ihr Strom, aber kein ihnen bekanntes Zeichen konnte ihnen davon Mitteilung machen. Selbst wenn sie den Fluß aber erkannt hätten, wären sie wohl kaum von selbst auf den Plan verfallen, nach dem anderen Ufer überzusehen. Freilich hatten sie oft Heimweh nach dem Dorfe. „Großzahn“ sehnte sich heimlich nach dem sinken Mädchen, das ihn mit sanften Lauten gelockt hatte, mit dem gut sein war, und das nun wieder ganz allein lebte, in unbekannter Ferne. Wenn „Großzahn“ an dieses Mädchen dachte, hatte er immer eine Art Hungergefühl, das auch dann nicht schwinden wollte, wenn er sich satt gegessen hatte.

Auch an diesem großen Strome gab es reichliche Nahrung. Namentlich waren die Beeren und Wurzeln saftig. Es gefiel den Freunden so gut am Ufer, daß sie viele Tage dort verbrachten und in ihr altes Spiel verfielen.

Eines Tages merkte „Großzahn“, daß „Hängohr“ ein neuer Gedanke beschäftigte, was ihm stätklich anzumerken war. Der Ausdruck in „Hängohrs“ Augen wurde kläglich fragend, und der Junge war aufgeregt. Dann wurden seine Augen trübe, als hätte er den Faden des aufsteigenden Gedankens wieder verloren. Gleich darauf nahmen seine Augen wieder den früheren gequälten Ausdruck an, weil der Gedanke sich wieder durchzudrängen versuchte. Der Junge sah seinen Freund an, dann den Strom und

das ferne Ufer. Er versuchte zu sprechen, hatte aber keine passenden Laute. Ein tomsches Kauderwelsch kam heraus, das „Großzahn“ zum Lachen brachte. Darüber ärgerte sich „Hängohr“, stürzte sich auf seinen Freund und warf ihn zu Boden. Natürlich kam es zu einem Handgemenge. „Großzahn“ jagte seinen Kameraden schließlich auf einen Baum, von wo dieser mit einem trockenen Ast auf seinen Angreifer losstieß, so oft derselbe einen Versuch machte, den Baum zu ersteigen.

Dabei ging „Hängohr“ aufsteigende Idee verloren. „Großzahn“ kannte sie nicht, und der andere hatte sie vergessen. Erst am nächsten Morgen meldete sie sich wieder. Es war jedenfalls das Heimweh, das nach Befriedigung drängte und den Gedanken von gestern heute stärker und deutlicher wiedererstehen ließ. „Hängohr“ führte seinen Gefährten nach dem Flußufer, wo ein Baumstamm angetrieben lag. „Großzahn“ glaubte, sein Freund wollte spielen, wie sie in ihrer Bachmündung gespielt hatten. Als „Hängohr“ noch einen anderen Baumstamm von weiter unten her durchs Wasser schob, gewann diese Vermutung noch festere Gestalt.

Rebeneinander, nach alter Sitte, ruderten sie in den Strom hinaus. Dann erst, als sie die Mitte des Stromes erreicht hatten, machte sich „Hängohr“ verständlich. Er machte eine Pause und deutete nach dem anderen Ufer. Dann nahm er sein Rudern wieder auf und stieß dabei laute und aufmunternde Rufe aus. „Großzahn“ verstand plötzlich und mit vereinten Kräften strebten sie dem fernen Ufer zu. Der reißende Strom packte sie, trieb sie dem Südufer zu, aber ehe sie die Landung bemerkstelligen konnten, schlug die Strömung wieder nach der anderen Richtung um und warf sie nach dem Nordufer zurück.

Nun gab es eine Meinungsverschiedenheit. „Großzahn“ sah die Nähe des Nordufers und ruderte auf dasselbe zu. „Hängohr“, noch immer von seiner Idee getrieben, versuchte nach dem Südufer zurück zu rudern. Die Baumstämme wirbelten im Kreise herum, ohne den Strom zu durchkreuzen, und inzwischen trug die Strömung das Fioß pfeilgeschwind flufabwärts, so daß der Urwald wie ein Wandelbild an den Freunden vorbeisaupte.

Zum handgreiflichen Janz konnte es zwischen den Jungen nicht kommen, denn sie mußten sich mit Händen und Füßen an ihren Stämmen festhalten. Dafür schimpften sie um so lauter aufeinander, bis die Strömung abermals ihre Richtung wechselte und sie dicht an das Südufer brachte. Nun wurde dieses Ufer das nächste Ziel, sie ruderten zusammen darauf los und verjöhnten sich dabei schnell. Mit der Nachhilfe eines leichten Nebenwirbels trieben sie ans Land und kletterten sofort auf die Bäume, um sich zu orientieren.

(Fortsetzung folgt.)

Städtisches Notgeld.

Der „Ersatz“ ist eines der beherrschenden Schlagworte der Kriegswirtschaft geworden und auch im Geldwesen hat er Triumphe gefeiert. Die Ausgabe uneinlöslicher Banknoten und der Darlehenskassenscheine hat das blanke Geld ganz aus dem Verkehr gedrängt. Das wurde von Kriegsbeginn an erwartet, da das gelbe Metall gehamstert wurde und die Reichsbank von Kriegsbeginn an Gold sammelte, um sofort und



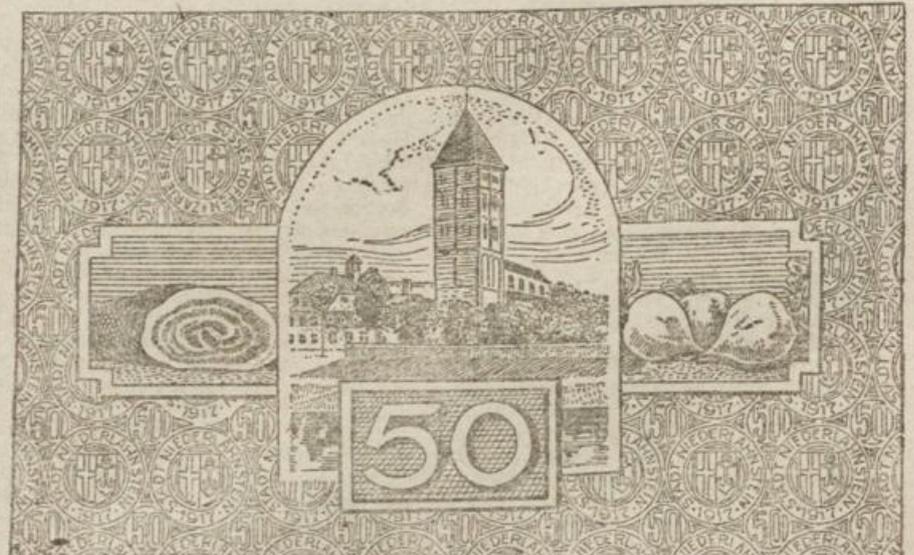
Fünzigpfennig-Schein der Stadt Lindenberg i. Allgäu.

später über das Weltgeld zum Ausgleich von Auslandszahlungen zu verfügen. Weniger erwartet wurde, daß auch die unterwertigen Scheidemünzen, sei es in Silber, Nickel oder Kupfer, verschwinden würden. Im Gegensatz zu den Goldmünzen macht ihr Metallwert nur einen Bruchteil ihres Verkehrswertes aus, der vielmehr durch ihre gesellschaftlich festgelegte Tauschbarkeit in Goldmünzen bestimmt wird. Solche Scheidemünzen verschwinden nur dann aus dem Verkehr, wenn sich das Wertverhältnis zwischen Silber und Gold auf dem freien Metallmarkt so sehr zugunsten des erstgenannten ändert, daß es sich lohnt, Silber einzuschmelzen, gegen Gold zu tauschen und dafür Goldmünzen prägen zu lassen. Solche oder ähnliche Fälle zählt die Münzgeschichte viele auf. Allein es war ganz unwahrscheinlich, daß der Krieg eine solche Möglichkeit schaffen und das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber durch eine genügend tiefgehende Beeinflussung der Produktionsbedingungen der Edelmetalle verschieben würde.

Aber den Scheidemünzen drohte von ganz anderer Seite Gefahr. Die Feinde erklärten Deutschland als eine ungeheure belagerte Festung, der sie Lebensmittel und Rohstoffe abzuschneiden bemüht waren. Und um ein Haar wäre das seine Plänen geglückt, wenn es nicht der deutschen Technik im kritischen Augenblick gelungen wäre, Stickstoff in größten Mengen zu erzeugen.

Damit war zwar die Hauptgefahr beschworen, aber noch lange nicht genug getan. Denn die Isolierung eines so stark mit der Weltwirtschaft verflochtenen Reiches wie Deutschland machte sich allenthalben fühlbar. Die Reserven an jenen Metallen, die Deutschland nicht oder in nur unzureichenden Mengen erzeugt, mußten mobilisiert werden. Kein Wunder, daß zuerst auf die gewaltigen Mengen von Nickel und Kupfer zurückgegriffen wurde, die als Kleingeld im Verkehr waren. Die Überlastung der Münzstätten ließ eine genügende Ausprägung von eisernem Kleingeld nicht zu, besonders da der Bedarf daran in der Armee und im besetzten Gebiet gewaltig war. So gaben denn sehr viele Stadtverwaltungen, aber auch große Unternehmungen — man denke nur z. B. an die Eisenplättchen der Berliner Omnibus-N.G., die in Zahlung gegeben und angenommen werden — Gutscheine aus, die jederzeit gegen Banknoten gewechselt werden. Einige Städte haben sich bemüht ein schönes, dem Auge gefälliges Notgeld zu schaffen. Andere haben sich mit primitiveren Mitteln begnügt, die sich infolge der schlechten Beschaffenheit des Papiers sehr rasch abnutzen und dann ebenso wie die Darlehenskassenscheine sehr häßlich aussehen. Unsere Bilder veranschaulichen einige der gegenwärtig im Umlauf befindlichen städtischen Kriegsnotgeldscheine.

a. h.



Fünzigpfennig-Gutschein der Stadt Niederlahnstein.

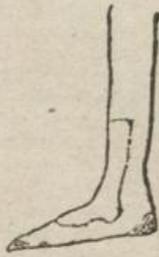
Der benagelte Schuh hat eine sehr alte Geschichte und ist keineswegs das Ergebnis der neueren Zeit. Im Zentralmuseum zu Mainz bewahrt man mehrere halbboffene und geschlossene Schuhe, die man in Mainz ausgegraben und als römisch erkannt hat. Sie wurden in einer Schusterwerkstatt gefunden und sind so gut erhalten, daß man deutlich die Ledersohle, eine darüber liegende, welche die Riemen trägt, und die Brandsohle erkennen kann. Die Benagelung (es sind ungefähr 100 Nägel) deckt sich durchaus mit der heute üblichen und vom Kriege, d. h. der Materialknappheit diktierten Art, derselben, welche auch die Alpenstiefel seit langen Zeiten aufweisen. Außer dem hier abgebildeten sandalenartigen Schuh fand man in Mainz auch geschlossene Schuhe, deren Sohlen gleichfalls mit Schuhnägeln bedeckt waren. Man sieht also, daß die alten Römer praktisch und hauswirtschafterisch waren. Die meisten der ausgegrabenen Schuhe befanden sich in der Werkstatt, um mit neuen Nägeln versehen zu werden. er.

Die Beschaffung von neuen Strümpfen ist eine Aufgabe die den Müttern in dieser Zeit viel Sorge macht. Die Strümpfe sind nur auf Bezugsschein zu haben, sie sind teuer und schlecht und sollen dabei lange vorhalten! Nun gibt es wohl in jedem Hause alte Strümpfe von Erwachsenen, die an den Spitzen, am Hacken, manchmal auch an der Sohle sehr schadhast und daher un-



Benagelte Römerschuh.

brauchbar sind, zumal es an Wolle zum Stopfen mangelt. Diese Strümpfe können vorzüglich zu Kinderstrümpfen umgearbeitet werden, und zwar auf sehr schnelle und einfache Weise. Ist der Strumpf sehr schadhast an Hacken und Spitze, sodaß große Lücke fortzufallen müssen, so bleibt nur ein Strümpfchen für ein kleineres Kind übrig, im anderen Falle kann man ihn auch für größere Kinder verwenden. Voraussetzung ist, daß es sich nicht um Kinderstrumpf aus allzu dicke, gewebte altem Erwachsenen-Strümpfe handelt. Man verfährt hierbei auf folgende Weise: den alten Strumpf legt man links glatt auf den Tisch (Zeichnung) und steckt dann mit Stecknadeln ein Musterstrümpfchen des Kindes darauf fest, und zwar so, daß (wie bei der Abbildung) beim alten Strumpf Hacken, Spitze und Sohle in Fortfall kommen und der obere Kniff des Kinderstrumpfes genau auf demjenigen des großen Strumpfes liegt. Nun umheftet man die genaue Kontur des Kinderstrumpfes auf dem alten Strumpf, steckt den kleinen Strumpf ab und näht auf dem Heffzaden mit der Maschine eine feine Naht. Darauf schneidet man den kleinen Strumpf aus, vernäht die Naht rechts und links mit der Hand sorgfältig, damit sie nicht drückt, säumt den Strumpf oben und dreht ihn auf die rechte Seite um. Ist die Naht sorgfältig vernäht, so daß der eine Teil an der abgeschnittenen Stelle nach rechts, der andere nach links kommt, so drückt sie beim leichten gewebten Strumpf nicht, obwohl sie unter dem Fuß liegt — Aus den kurzen Herren-



Rosen.

Die Rosen blühen
und duften heiß und schwer um mich;
Trotz Kampf und Mühen
seh ich in jeder Rose Dich —

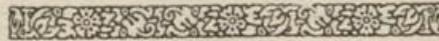
Was träum' ich nur
und seh die Blüten einzeln an?
Die Sonnenflur
ist ja doch nur ein kurzer Wahn.

Ich sehe starr
in Rosen, Grün und Sonnenglanz —
Was ist, du Narr,
dein wundes Herz im Weltentanz?

Ein Vogel singt
und singt im dichten Blätterwall.
Sein Lied verklingt
im Meer von Nacht und Schwerterhall.

So wehe tut
ein Heilmatzen tief in Rosen —
Es rauscht in Blut
wie besser Zukunft zartes Rosen . . .

Hans Pfug.



socken lassen sich auf diese Weise Badenstrümpfe herstellen. Lange Frauenstrümpfe ergeben naturgemäß auch längere Kinderstrümpfe. — Es sei hier auch noch auf die Strumpfhalter hingewiesen. Lange, am Leibchen angeknöpfte Strumpfhalter sind unbedingt den runden (ungesunden) vorzuziehen. Es braucht bei der Gummi Knappheit durchaus nicht der ganze Halter aus Gummi zu sein, sondern es genügt, wenn ein kurzes Stück Gummiband, das nach oben und unten durch einfaches Band verlängert wird, genommen wird. af.

Das Johannisfest, das die Kirche zur Geburtsfeier des Johannes angelegt hat, fällt auf den 24. Juni und gilt als Gegenfeier zur Weihnacht. Wie die meisten christlichen Feste, hat auch der Johannisstag seinen Zusammenhang mit den altheidnischen Festtagen. Im Leben der alten Germanen spielte die Sonne und die durch sie entstehenden Vorgänge und Wechsel in der Natur eine äußerst wichtige Rolle. War doch in diesem aus dem sonnigen Asien nach den Urwäldern Nord- und Nordosteuropas verschlagenen Volk das Verlangen nach Licht und Wärme lebendig. Mit Sehnsucht erwarteten die Menschen das Ende des langen Winters, und der Tag, da mitten in Winterkälte die Sonne anfang länger zu scheinen, wenn der kürzeste Tag überwunden war und es wieder aufwärts ging, wurde als „Jultag“ oder Weihnacht mit Freudenfeuern und allerhand Gebräuchen festlich begangen. Auch die Tag- und Nachtgleiche im Frühling und Herbst wurde gefeiert. Der Tag aber, an dem die Sonne am höchsten kam, der längste Tag, dem die kürzeste Nacht voranging, wurde als Sonnenwendtag und Mittsommernacht begrüßt. Die festlichen Gebräuche, die sich an diese Feiern knüpften, gingen zum großen Teil auf das später an demselben Tag gefehte christliche Johannisfest über, und noch heute findet man, sowohl inandinavien, in Schweden und Dänemark, als auch in England und Deutschland (besonders in Süddeutschland und in den österreichischen Gebirgsländern) Reste dieser alten Sitten. Das Johannisfeuer, das von den Bergipfen in die Täler hinableuchtet, ist einer dieser ursprünglich heidnischen Bräuche. Die Germanen, in deren Götterkult der Sonnengott Baldur als besonders rein und verehrungswürdig auftrat, weihten diesem das Sonnenwendfeuer. Große Holzstöße wurden da entzündet. In die Flammen warf man Blumen und Kräuter als Opfer, auch Pferdeköpfe, Knochen, ja ganze Tiere. Und

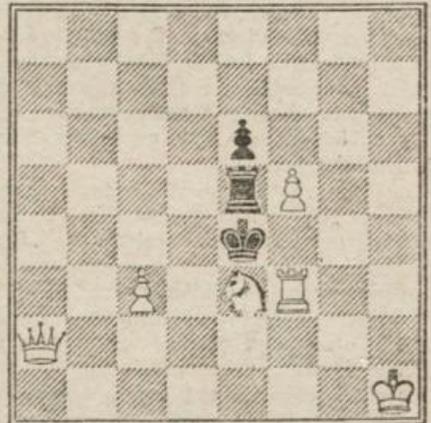
auch heute noch wirft man in manchen Gegenden Blumen in das Johannisfeuer, dessen Holzstöße von freiwilligen Gebern, „Unbescholtenen“, stammen müssen. Bei den mittelalterlichen Johannisfeiern sammelte sich groß und klein in der Johannisnacht um das Feuer, die Obrigkeit fehlte bei diesem Volksfest nicht, und dann schlang sich ein Reigen um den brennenden Holzstoß. Die Brautpaare sprangen vereint über die erlöschende Glut, um sich hierdurch von Krankheit zu reinigen und vor Bösem zu bewahren. Die Asche des Feuers streute man als Frucht- und segenspendend in feierlichen Umzügen auf die Felder, kleine Reste des verkohlten Holzes bewahrte man als Glückbringend; man hielt sie als blitzvertreibenden Talisman im Haus und schrieb ihnen die Kraft zu, Feld und Garten fruchtbar zu machen. So hob man sie sorgfältig bis zum nächsten Johannisfest auf. Mannigfaltige Versuche, in die Zukunft zu sehen, knüpften sich an diesen Tag, und viele der abergläubischen Vorstellungen werden noch jetzt in manchen Gegenden geglaubt. — Das Johannisfest war mit Freude und Jubel verknüpft. Gesang und Tanz, volkstümliche Spiele und Reigen gaben dem Johannisfest und der Johannisnacht ihr Gepräge. — eb.

Schach.

Bearbeitet vom Vorsitzenden des Deutschen Arbeiter-Schachbundes.

Nr. 12.

Kurt Schirm, Charlottenburg (Original).



2. ♘.

Weiß: K1, L3, S3, R4, L5, S, Bauern: e6, f5.
Schwarz: e3, f5.

Lösung Nr. 11: B. Lullth. 1. e7—d5 f6xg5, 2. e6—d4 ♘1, 1. . . . ♘6xg3, 2. e6—d4 ♘1, 1. . . . e6 bel., 2. e5—c7 ♘1, 1. . . . e6 bel., 2. f4—e5 ♘1, 1. . . . ♘6xg3, 2. f4xg5 ♘1.

Mittelschach gegen Königschach.
Berlin, Juli 1861.

<p style="text-align: center;">Weiß:</p> <p>M. Anderßen.</p> <p>1. e2—e4 e7—e5 2. f2—f4 d7—d5 3. e3—f3 d5xe4 4. e3xe5 e5—d6 5. f1—e4 d6xe5 6. f4xe5 d6—d4 7. d4—e2 d4xe5</p>	<p style="text-align: center;">Schwarz:</p> <p>B. Schallopp.</p> <p>8. d2—d4! d6xe4 9. e3—e3 e3—e6 10. e1—e6 d4—d8 11. 0—0 h7—h6 12. e3—e5 e6—d7 13. e2xe4 e6xe4 14. e3xe7 ♘1</p>
---	--

Schachnachrichten: Berliner Arbeiter-Schachklub. Die Abteilung Norden IV spielt jeden Donnerstag, abends 8 Uhr, im Lokal von Wahnstraße, Carmen-Club, Ecke Greisenhäger Straße, die Abteilung Norden I jeden Freitag, abends 8 Uhr, Wahnstraße 12 (Wedding), „Metallarbeiterbräde“.

Briefkasten: Russ. B. 101, zurzeit „Rosen-garten“, Sommer, Altzimm, nimmt einige Wagnerspartien zu spielen. — Kranzenträger H. v. O. h. n. Der Brief an Sie mit den Problemen kam als unversehrbar zurück. — U-Boot-Ratze H. S.: Wie laubten Sie direkt.

Alle Schachsendungen sind zu richten an H. O. e. i. l. a. e. r., Berlin N., Großhändlerstr. 10.